

Nach der Realschule war mir klar, dass ich erst mal Geld verdienen musste

Interview mit einer Absolventin der Politikwissenschaft und Anglistik/Amerikanistik

Sie haben in Tübingen Politikwissenschaft und Anglistik studiert. Zunächst hatten Sie aber einen anderen Weg eingeschlagen. Was war Ihr Werdegang bis zum Studium?

Ich habe mit 16 Jahren die Realschule abgeschlossen und danach zunächst eine Ausbildung zur Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste mit Fachrichtung Bibliothek gemacht. Die Ausbildung habe ich an der Universitätsbibliothek in Magdeburg gemacht, der Stadt, in der ich auch aufgewachsen bin. Nach der Ausbildung habe ich noch ein weiteres Jahr in Magdeburg gearbeitet, ehe ich an die Universitätsbibliothek Tübingen gewechselt bin. Nach einem Jahr in Tübingen habe ich hier meine Stelle zunächst auf 75 Prozent reduziert, später ganz aufgegeben, um an der Abendschule in Reutlingen das Abitur nachzuholen. 2007 habe ich dann mein Bachelor-Studium mit den Fächern Politikwissenschaft und Anglistik/Amerikanistik aufgenommen.

Wie konnten Sie den Besuch der Abendschule finanzieren, wenn Sie daneben nicht mehr gearbeitet haben?

Ich habe Schüler-BAföG und außerdem eine Halbwaisenrente erhalten. Glücklicherweise hat mir eine Freundin aus meiner Klasse erzählt, dass es Schüler-Bafög gibt; sonst hätte ich vermutlich weiter parallel gearbeitet. Es ist möglich, gleichzeitig berufstätig zu sein und die Abendschule zu besuchen, aber daneben hat man dann kaum noch ein Leben. Von der Möglichkeit, Schüler-BAföG zu beantragen, habe ich erst relativ spät erfahren. Da hätte ich mir mehr Information und Hilfestellung gewünscht, etwa von Initiativen wie ArbeiterKind.de, die es damals leider noch nicht gab.

Galt das auch für Ihre Studienfinanzierung?

Zu Studienbeginn war mir klar, dass ich BAföG-berechtigt war, und ich erhielt daneben Vollwaisenrente. Deshalb war die Studienfinanzierung für mich keine große Hürde. Gewünscht hätte ich mir mehr Informationen zu Stipendien oder anderen Fördermöglichkeiten, die man später nicht zurückzahlen muss. Ich dachte lange Zeit, Stipendien wären nur etwas für „Akademikerkinder“ mit 1,0-Abitur. Dabei hätte ich mit meinem Abiturschnitt eventuell ein Stipendium bekommen können.

Stichwort „Akademikerkind“: Das sind Sie nicht...

Richtig, ich habe als erste in meiner Familie studiert – und bislang auch als einzige. In meiner Familie liegt der Fokus darauf, eine Ausbildung zu machen und zu arbeiten. Ich komme aus einem Umfeld, das man wohl „schwierig“ nennen würde. Meine Mutter war zeitweise Sozialhilfeempfängerin. Ich habe drei Geschwister. Da war mir nach der Realschule klar, dass ich erst mal raus gehen und Geld verdienen musste. Hätte ich unbedingt das Abitur machen wollen, dann hätte meine Mutter mich vermutlich unterstützt. Aber ich kam selbst gar nicht auf die Idee. Schon durch meine Ausbildung im öffentlichen Dienst, mit der Perspektive einer gut bezahlten Festanstellung, war ich eine soziale Aufsteigerin.

Wie hat denn Ihre Familie reagiert, als Sie später angefangen haben zu studieren?

Das war – und ist bis heute – zweiseitig. Auf der einen Seite war meine Mutter stolz auf mich. Andererseits war sie besorgt. Nach dem ersten Jahr in Tübingen hätte meine Stelle entfristet werden können. Stattdessen habe ich auf 75% reduziert und später die Stelle ganz aufgegeben. Da war meine Mutter erst mal entsetzt: nicht weil ich das Abitur machen wollte, sondern weil ich dafür meinen Beruf aufgab. Sie hätte die Prioritäten anders gesetzt: Wichtig ist, Geld zu verdienen und sich ein besseres Leben zu erarbeiten; Weiterbildung betreibt man allenfalls nebenher.

Ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass es schwierig ist, meiner Familie oder auch ehemaligen Freundinnen und Freunden zu erklären, was ich genau mache. Unter Anglistik können sie sich mehr vorstellen, bei Politikwissenschaft wird es schwieriger. Nach dem Bachelor habe ich in Hamburg einen Master in Europastudien gemacht. Worum es dabei inhaltlich ging, konnte ich irgendwann gar nicht mehr erklären.

Es gibt in meinem ehemaligen Umfeld auch manche Vorstellungen vom Studienleben, die auf mich nicht zutrafen, die ich aber schwer entkräften konnte – zum Beispiel den Gedanken, dass ich ständig Freizeit hätte, weil ich ja nicht arbeitete, sondern „nur“ studierte. Wenn ich dann von der Sorge erzählte, dass ich mit meiner Masterarbeit nicht fertig werden könnte, hatte niemand Verständnis dafür, warum das für mich eine solche Belastung war.

Wie ist bei Ihnen überhaupt der Wunsch aufgekommen zu studieren?

Da war vor allem Tübingen prägend. Tübingen ist völlig anders als Magdeburg! Manchmal nenne ich es eine „Insel der Glückseligen“. Ich bin nach Tübingen gezogen, weil eine gute Freundin in der Gegend lebte und ich in ihrer Nähe wohnen wollte. In Tübingen angekommen, machte ich mich auf WG-Suche und stellte fest, dass fast alle Leute in meinem Alter Studierende waren. Wenn ich mich in WGs vorstellte, wurde ich gefragt: „Und was studierst du?“ Wenn ich sagte, dass ich berufstätig war, löste das Erstaunen aus, auch skeptische Fragen wie: „Wann stehst du denn dann morgens auf?“ Irgendwann habe ich nicht mehr gesagt, dass ich arbeite, sondern geantwortet, dass ich Philosophie studiere oder einfach das Leben...

Anfangs fiel es mir in Tübingen schwer, neue Kontakte zu knüpfen. Meine Kolleginnen und Kollegen waren nett, aber fast alle älter als ich. Und alle in meinem Alter schienen zu studieren. In der Bibliothek standen sie auf der anderen Seite des Tresens. Zugleich bekam ich mit, dass Studierende ein ganz anderes Leben führten als ich, viel offener, noch nicht so festgelegt – während die Leute aus meinem Ausbildungsjahrgang gerade anfangen zu heiraten und Kinder zu bekommen. In der Zeit spürte ich auch wieder den Wunsch nach Bildung, den ich früher schon gehabt, aber einige Jahre lang zur Seite geschoben hatte. Deshalb beschloss ich, das Abitur nachzumachen und selbst zu studieren, anstatt anderen dabei zuzusehen.

Manche, die als erste in ihrer Familie studieren, fühlen sich anfangs sehr fremd an der Universität. Hatten Sie in der Hinsicht durch Ihre Arbeit in der Bibliothek Vorteile?

Bestimmt – aber nicht nur durch die Ausbildung. Ich bin mit Büchern aufgewachsen. Meine Mutter hat mich schon früh in Büchereien mitgenommen, auch ein Deutschlehrer an der Schule hat das gefördert. Hemmungen, in die Bibliothek zu gehen, hatte ich deshalb überhaupt nicht! Im Gegenteil: Die Universitätsbibliothek war in Tübingen mein Zuhause. Meine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen waren für mich da, wenn ich Unterstützung brauchte oder einfach frustriert war. Ich hatte auch fast das ganze Studium hindurch eine Hiwi-Stelle in der Bibliothek, das war ja einfach naheliegend.

Hatten Sie im Studium noch andere Vorteile, die sich aus Ihrer früheren Berufstätigkeit ergaben?

Ich denke, ein großer Vorteil war, dass ich schon andere Erfahrungen gemacht hatte und mir umso sicherer war, dass ich wirklich studieren wollte. Und zwar ich selbst aus eigener Motivation heraus, nicht weil irgendwer das von mir erwartet hätte! Ich habe Studierende kennengelernt, in deren Familie alle anderen promoviert waren und die unter Erfolgsdruck standen, ohne ganz sicher zu sein, ob das Studium für sie wirklich das Richtige war. Da fühlte ich mich freier und in meiner Entscheidung sicherer. Manchmal war dieser eigenständige Entschluss auch eine Bürde: Den Druck, der nicht von außen kam, habe ich mir selbst gemacht. Aber er war eben auch ein Ansporn. Gleichzeitig war es eine Erleichterung zu wissen: Falls es mit dem Studium nicht klappen sollte, hatte ich einen Beruf gelernt, in den ich wieder zurückgehen konnte.

Gab es auch Nachteile gegenüber denen, die direkt vom Gymnasium ins Studium gegangen waren?

Ich denke, der Studienanfang kann für alle überfordernd sein. Am zweiten Tag war ich mit den Nerven fertig und wollte mich exmatrikulieren. Ich war in einer Informationsveranstaltung gewesen und der Dozent hatte gesagt, wir sollten am besten vom ersten Semester an wissen, wohin wir mit dem Studium wollten. Da saß ich, hatte gerade einen großen Triumph errungen – ich hatte es an die Uni geschafft, ich war da, wo ich sein wollte! – und da sagte mir jemand, ich müsste schon wissen, wozu das alles und wohin ich wollte. Da war ich sehr verunsichert. Später habe ich vor allem in der Politikwissenschaft viel Unterstützung bekommen und die Erfahrung gemacht, dass ich auch mal zu einem Dozenten in die Sprechstunde gehen und sagen konnte: Ich habe Fragen zu meiner Hausarbeit, aber eigentlich bin ich gerade mit dem ganzen Studium überfordert. Da gab es Menschen, die mir im richtigen Moment die Selbstzweifel genommen haben.

Als Nachteil habe ich auch wahrgenommen, dass ich älter war als meine Kommilitoninnen und Kommilitonen. Ich habe die Dinge ernster genommen, mehr über Konsequenzen nachgedacht. Am stärksten habe ich diese Distanz im Auslandssemester in den USA wahrgenommen, wo ich fast zehn Jahre älter war als die anderen Studierenden und viel Zeit damit verbrachte, Hausarbeiten zu schreiben, während die anderen vor allem ausgiebig feiern gingen. Ich konnte es mir nicht erlauben, ein Semester lang vor allem Partys zu feiern, weil mir die Zeit im Nacken saß, bis ich die Altersgrenzen für die BAföG-Förderung und die Waisenrente überschritt. In so einer Situation überlegt man sich auch zweimal, ob man wirklich ein unbezahltes Praktikum machen will. Insgesamt fühlte ich mich im Studium unter Zeitdruck. Im Rückblick denke ich, dass ich damit vielleicht gelassener hätte umgehen sollen.

In der fachlichen Zusammenarbeit mit jüngeren Studierenden gab es hingegen keine Schwierigkeiten. Ich hatte höchstens manchmal das Gefühl, dass diejenigen, die ein Gymnasium besucht hatten, mehr Vorbildung mitbrachten als ich und besser gelernt hatten, zu debattieren und eigene Standpunkte zu vertreten. Da hatte ich das Gefühl, ich hechelte den anderen hinterher. Aber vielleicht habe ich mich davon auch manchmal zu sehr einschüchtern lassen und hätte selbstbewusster sein können.

Was machen Sie jetzt?

Ich habe mittlerweile in Hamburg den Master abgeschlossen und arbeite dort an der Universität, unter anderem in einer Institutsbibliothek. So komme ich zu meinem ursprünglichen Beruf wieder ein Stück weit zurück. Ich habe auch andere Aufgaben, zum Beispiel in der Öffentlichkeitsarbeit, die für mich neu sind und bei denen ich deshalb

manchmal unsicher bin. In der Bibliothek fühle ich mich souverän: Ich arbeite seit meinem 16. Lebensjahr in Bibliotheken.